HEYNE
HARD
CORE

MAX BARRY

MASCHINEN MANN

ROMAN

Aus dem Englischen
von Friedrich Mader

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe
MACHINE MAN
erschien 2011 bei Vintage Books,
A Division of Random House, Inc., New York

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Super Snowbright*
liefert Hellefoss AS, Hokksund, Norwegen.

Copyright © 2011 by Max Barry
Copyright © 2012 der deutschsprachigen Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Redaktion: Tamara Rapp
Satz: C. Schaber Datentechnik, Wels
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany

ISBN: 978-3-453-26797-8

www.heyne-hardcore.de

NA SCHÖN, ES IST FÜR MINTER

1

Als Junge wollte ich Zug werden. Das Ungewöhnliche daran war mir nicht klar – dass andere Kinder *mit* einer Eisenbahn spielten, anstatt eine zu sein. Sie hatten Spaß daran, Gleise zu bauen und dafür zu sorgen, dass der Zug nicht aus den Schienen sprang. Und zuzuschauen, wie er durch Tunnels fuhr. So etwas war mir völlig unverständlich. *Ich* hatte Spaß daran, mir meinen Körper als zweihundert Tonnen unaufhaltsamen Stahl vorzustellen. Mit Kolben, Ventilen und hydraulischen Kompressoren.

»Du meinst Roboter«, sagte mein bester Freund Jeremy. »Du willst Roboter spielen.« So hatte ich das noch nie betrachtet. Roboter hatten viereckige Augen und Gliedmaßen, die sich ruckartig bewegten. Normalerweise wollten sie die Erde zerstören. Statt eine Sache richtig zu machen, machten sie alles stümperhaft. Reine Mehrzweckgeräte. Ich war kein Fan von Robotern. Sie waren schlechte Maschinen.

Nach dem Aufwachen griff ich nach meinem Telefon, aber es war nicht da. Blind tastete ich auf dem Nachttisch herum, und meine Finger schoben sich zwischen Romane, die ich

nicht mehr las, weil man einfach nicht zurückkonnte, wenn man erst mal mit E-Books angefangen hatte. Kein Telefon. Ich setzte mich auf und schaltete die Lampe an. Ich krabbelte unters Bett, denn möglicherweise war das Handy in der Nacht heruntergefallen und in irgendeinen Winkel geschlittert. Mein Blick war noch ganz verschwommen vom Schlaf, also scharrte ich in hoffnungsvollen Kreisen mit den Armen über den Teppichboden. Staub wurde aufgewirbelt, und ich musste husten. Trotzdem scharrte ich weiter. Dann schoss mir durch den Kopf: *Ist jemand bei mir eingebrochen?* Nein, ich wäre sicher aufgewacht, wenn jemand versucht hätte, mein Telefon zu klauen. Irgendein Teil von mir hätte es garantiert mitbekommen.

Ich schlurfte hinüber in die Küche. Miniküche. Meine Wohnung war nicht groß. Aber alles war sauber, weil ich nicht kochte. Hier hätte ich das Telefon sofort entdeckt. Aber es war nicht da. Also spähte ich ins Wohnzimmer. Manchmal saß ich auf dem Sofa und sah fern, während ich mit dem Handy herumspielte. Vielleicht war es zwischen die Polster gerutscht. So tief, dass ich es sich meinem Blick entzog. Ich zitterte, denn ich war nackt. Die Wohnzimmervorhänge waren offen, und das Fenster schaute zur Straße. Die Straße schaute zum Fenster herein. Manchmal kamen Leute mit Hunden und Schulkinder vorbei. Wieder erschauerte ich. Ich musste dringend etwas anziehen. Das Schlafzimmer war keine zwei Meter entfernt. Doch mein Telefon konnte noch näher sein. Direkt vor meiner Nase. Mit den Händen über den Genitalien lief ich durchs Wohnzimmer und zog die Sofapolster hoch. Beim Anblick von schwarzem Plastik machte mein Herz einen Satz, aber es war nur eine Fernbedienung. Auf Händen und Knien fummelte ich unter dem Sofa herum. Mein Hintern kribbelte in den ersten

Strahlen der Morgensonne. Hoffentlich war niemand vor dem Fenster.

Die obere Ebene des Couchtischs war aufgeräumt, aber auf der Zwischenplatte stapelten sich Lexika, die ich seit Google nicht mehr angefasst hatte. Darunter auch ein Telefonbuch. Ausgerechnet. Tausende von Folien aus totem Baum, zusammengepresst als Mahnmal für die Untauglichkeit von Papier als Plattform zur Informationsverbreitung. Kein Telefon. Ich setzte mich auf. Ein Hund bellte. Zum ersten Mal überhaupt wünschte ich mir einen Festnetzanschluss, um mein Telefon anrufen zu können. Ich schielte zur Oberseite des Fernsehers, die leer war. Aber vielleicht hatte ich das Handy dort abgelegt, und es war durch eine geringfügige seismische Aktivität heruntergefallen. Als ich das Zimmer durchquerte, kreuzte mein Blick den einer Joggerin. Ihr Gesicht verzerrte sich. Womöglich die Anstrengung. Hinter dem Fernseher fanden sich alle Anzeichen einer kabelgebundenen Zivilisation, aber kein Telefon. Auch auf der Küchenbank war es nicht. Und noch immer nicht auf dem Nachttisch, auf dem Boden oder an einem der anderen Orte, wo ich bereits nachgeschaut hatte. Meine Zähne klapperten. Ich wusste nicht, wie warm es heute werden würde. Ich hatte zwar einen Laptop, doch er brauchte ewig zum Hochfahren – über eine Minute. Demnach war ich gezwungen, mir ohne Informationen über die Umweltbedingungen Kleider auszusuchen. Der helle Wahnsinn.

Ich ging erst einmal unter die Dusche. Bei manchen Problemen ist die krampfhafte Jagd nach einer Lösung genau das Verkehrte. Man muss innehalten und sich besinnen. Unter dem Wasserstrahl ließ ich im Geist den vergangenen Abend Revue passieren. Ich hatte bis spät in die Nacht gearbeitet. Ungefähr um zwei war ich nach Hause gekommen.

Hatte ich noch etwas gegessen? Wohl kaum. Ich war zu Bett gegangen und eingeschlafen, ohne das Telefon zu benutzen. Dann traf mich die Erkenntnis: *Es ist im Auto.* Natürlich, so musste es sein. Schnell drehte ich die Dusche ab. Ich hatte keine Seife benutzt und mir auch nicht die Haare gewaschen, aber allein vom Wasser war ich wahrscheinlich zu achtzig Prozent sauber. Eine passable Quote. Ich wickelte mir ein Handtuch um die Hüften, holte die Schlüssel aus der Küche und taperte aus der Wohnung. Das Treppenhaus war das reinste Kühlhaus. Beim Aufsperren der Tür zur Tiefgarage wäre mir fast das Handtuch heruntergerutscht. Mein Auto stand in der sechsten Parkbucht, und ich sah sofort, dass die Dockingstation leer war. Trotzdem piep-piepte ich den Wagen auf und krabbelte hinein, um zwischen den Sitzen zu suchen. Ich konnte nicht glauben, dass ich den ganzen Weg gefahren war, ohne mein Telefon anzudocken. Oder vielleicht doch. Manchmal ließ ich es in der Tasche und bemerkte es erst, wenn ich nach dem Parken danach griff. Ja, das war schon vorgekommen. Und gestern Abend war ich ziemlich müde gewesen. Unvorstellbar war es nicht.

Damit konnte mein Telefon überall sein. Einfach überall.

Ich starrte durch die Windschutzscheibe auf eine Betonmauer, bis es mir allmählich dämmerte. Das Telefon war in der Arbeit. Ich hatte es aus der Tasche gezogen, weil man ins Labor 4 keine elektromagnetischen Geräte mitnehmen durfte. Es lag auf meinem Schreibtisch. Jeder konnte es sich schnappen. Nein, es gab Kameras. Niemand würde mein Telefon stehlen. Vor allem, wenn ich früh erschien. Ich tastete nach dem Handy, um zu sehen, wie spät es war, und stöhnte auf. Es war, als wäre ich blind. Erst als der Schlüssel schon in der Zündung steckte, fiel mir ein, dass ich nur ein Handtuch umhatte. Ich zögerte. Es fiel mir schwer, mich loszureißen,

aber schließlich zog ich den Schlüssel wieder heraus. Ich stieg aus und schob das Handtuch zurecht. Immer zwei Stufen auf einmal nehmend, rannte ich die Treppe hinauf.

Auf dem Weg zur Arbeit umklammerte ich das Steuer mit aller Kraft. Die Sonne knallte durch die Windschutzscheibe und mokierte sich über meinen Pullover. Ich hatte mich zu warm angezogen. An der Stelle, wo ich entscheiden musste, ob ich durch die Hauptstraße oder vorbei am Park fahren sollte, wusste ich nicht, wo weniger Verkehr war. Seit Stunden hatte ich keine Nachrichten mehr gelesen. Möglicherweise war ein Krieg ausgebrochen. Oder es hatte ein Erdbeben gegeben. Zum ersten Mal seit Jahren schaltete ich das Radio ein, und sofort setzte ein lärmender Wortschwall ein: Jemand verkaufte sensationell günstige Teppiche, das Radio war ein hervorragende Werbemedium, und ich hatte die Möglichkeit, im Handumdrehen tausend Dollar zu gewinnen. Fassungslos starrte ich das Ding an und stellte es ab. Ich sehnte mich nach meinem Handy. Nicht einmal, weil ich etwas Besonderes damit machen wollte. Es kam mir nur auf die Möglichkeit an, *irgendetwas* zu machen. Das Telefon konnte so viel.

Natürlich war die Hauptstraße völlig verstopft. Hilflos saß ich da und wurde für mein Unwissen mit Zeitverlust bestraft. Schließlich lenkte ich meinen Wagen in den Technologiebezirk und passierte eilig Forschungseinrichtungen und Maschinenfabriken. Ganz am Ende, direkt beim Fluss, lag Better Future: ein achtstöckiger Komplex aus einem halben Dutzend miteinander verbundener Gebäude mit einem breiten Rasen vorn und Stacheldraht überall sonst. Unter der Erde gab es noch weitere Geschosse, was man aber von

außen nicht erkennen konnte. An der Schranke rutschte mir die Ausweiskarte aus der Hand, und ich musste aussteigen und sie vom Betonboden aufheben. Als ein Wachmann aus seinem Häuschen schlenderte, wollte ich ihn mit einem Wink zurückscheuchen, weil ich jetzt wirklich keine Unterhaltung gebrauchen konnte.

Aber er ließ sich nicht abhalten. »Morgen, Sir.«

»Hab sie.« Ich zog die Karte durch, der Schlagbaum ging hoch.

»Alles in Ordnung?«

»Ja, hab nur die Karte fallen lassen.« Ein heißer Wind fegte vorbei. Als ich den Pullover ausziehen wollte, blieb der Ausweis am Ärmel hängen und glitt mir erneut aus den Fingern. Schließlich konnte ich mich befreien.

Da streckte mir der Wachmann bereits die Karte entgegen. »Heiß heute.«

Ich musterte ihn. Seine Äußerung klang nach einer Kritik an meiner informationsmangelbedingten Kleiderwahl. Doch ich war mir nicht sicher. Ich öffnete den Mund, um ein klärendes Wort zu fordern, doch dann erkannte ich, dass sich die Mühe nicht lohnte, und nahm die Karte wieder an mich. Ich stieg ein und steuerte den Wagen hinein in den Bauch von Better Future.

Ich zog die Karte durch, um den Lift zu rufen, und erneut, um Zutritt zu Gebäude A zu erhalten. Im Durchziehen waren wir ganz groß. Ohne Karte konnte man bei Better Future nicht mal die Toilette besuchen. Einmal funktionierte die Karte einer Mitarbeiterin nicht, und sie saß drei Stunden lang in einem Korridor fest. Auf diesem Korridor herrschte zwar reger Betrieb, aber niemand hatte die Er-

laubnis, sie hinauszulassen. Eine andere Person mit dem eigenen Ausweis durch eine Sicherheitstür zu schleusen, war so ziemlich der schlimmste Fehler, der einem bei Better Future unterlaufen konnte. Dafür wurde man sofort rausgeworfen. So konnte man ihr nur etwas zu essen und trinken bringen, bis der Sicherheitsdienst die Verifizierung ihrer biometrischen Daten abgeschlossen hatte.

Ich passierte das Atrium, das sich bereits mit jungen Leuten in weißen Laborkitteln und älteren Führungskräften in Anzügen und Röcken füllte. Vor den mittleren Fahrstühlen stand eine junge Frau mit schwarzem Haar. Marketing, vielleicht auch Personalanwerbung. Der Rufknopf leuchtete, dennoch traf ich Anstalten, ihn noch mal zu drücken. Zuerst stockte ich mitten in der Bewegung, weil das völlig unlogisch war, dann tat ich es trotzdem, weil es ja nicht schaden konnte. Schließlich hatte ich sonst nichts zu tun. Beim Zurücktreten bemerkte ich, dass mich die junge Frau musterte, und wandte schnell den Blick ab. Erst jetzt wurde mir klar, dass sie zu lächeln begonnen hatte, und ich schaute wieder hin, doch es war schon zu spät. Eine Weile standen wir stumm da. Ich griff nach meinem Telefon in der Tasche. Und zischte durch die Zähne.

»Dauert wieder mal ewig«, meinte sie.

»Nein, ich hab mein Telefon verloren.« Ich spürte ihre Verwirrung. »Deswegen habe ich …« Ich verstummte. Schweigen.

»Die sind alle im dritten«, sagte sie. Laut Anzeige waren drei Fahrstühle im Untergeschoss C und der vierte gleich dahinter. »Wir haben so viele Ingenieure, da möchte man doch meinen, dass die sich mal was einfallen lassen mit diesem ständigen Aufzugstau.« Sie lächelte. »Ich bin Rebecca.«

»Hmm«, machte ich. Mit dem Fahrstuhlalgorithmus war ich vertraut. Er schickte Kabinen in die gleiche Richtung, solange sie ein Ziel hatten, und erst wenn das nicht mehr der Fall war, durften sie umkehren. Angeblich ein effizientes Verfahren. Aber es gab eine Alternative, mit der die Leute ihr Ziel schon *vor* dem Einsteigen eingeben konnten, um dem Steuerprogramm intelligente Entscheidungen zu ermöglichen. Das Dumme war , dass man das System überlisten konnte: Die Leute fanden heraus, dass sie schneller einen Aufzug bekamen, wenn sie wie wild auf die Knöpfe tatschten. Ich fragte mich, ob sich die Kabinen im inaktiven Zustand vielleicht auseinanderbewegen sollten. Womöglich lohnte es sich sogar, einen Aufzug aufzuhalten, um eine Lücke entstehen zu lassen. Dadurch würde sich zwar eine Fahrt verlangsamen, aber alle folgenden Liftbenutzer hätten einen Vorteil. Ich musste die Sache mal durchrechnen. Als ich den Mund öffnete, um diesen Gedanken auszusprechen, stellte ich fest, dass einer der Aufzüge angekommen war und die Frau bereits einstieg. Ich folgte ihr. Sie drückte ihre Handtasche fest an sich. Irgendwie wirkte sie angespannt. Ich überlegte krampfhaft, was ich sagen sollte, aber mir fiel nur *Dauert wieder mal ewig* ein, und das hatte sie ja schon zu mir gesagt. In der Abteilung Public Relations stieg sie aus, ohne mich eines Blickes zu würdigen.

Ich bin kein geselliger Mensch. In jeder Beurteilung schneide ich bei sozialen Fähigkeiten sehr schlecht ab. Meine ehemalige Chefin meinte einmal, dass sie noch nie jemandem begegnet ist, der wie ich im Bereich zwischenmenschliche Empathie null Punkte bekommen hat. Und dabei arbeitete sie mit Ingenieuren zusammen.

Wenn irgendjemand eine Party macht, werde ich nicht eingeladen. In Besprechungspausen reden die Leute, zwischen denen ich sitze, mit ihren Nachbarn auf der anderen Seite. Ich habe irgendetwas Abstoßendes an mir. Damit meine ich nicht was Widerliches. Es ist eher wie bei Magneten. Je näher mir die Menschen kommen, desto stärker wird ihr Wunsch, sich zu entfernen.

Ich bin ein intelligenter Typ. Ich recycle. Einmal fand ich eine herrenlose Katze und brachte sie ins Tierheim. Manchmal mache ich Witze. Wenn mit einem Auto etwas nicht stimmt, erkenne ich den Fehler allein durch Zuhören. Ich mag Kinder, bis auf die, die frech zu Erwachsenen sind, während die Eltern grinsend danebenstehen. Ich habe eine feste Arbeit. Meine Wohnung gehört mir. Ich lüge nur selten. Immer wieder höre ich, dass das Qualitäten sind, die allgemein geschätzt werden. Daher kann ich nur vermuten, dass es etwas anderes ist, was die Menschen abstößt, denn ich habe keine Freunde, der Kontakt zu meinen Eltern ist abgerissen, und ich hatte in diesem Jahrzehnt noch kein einziges Date. In der Qualitätskontrolle gibt es einen Typen, der mit dem Auto eine Frau totgefahren hat, und er wird zu Partys eingeladen. Das ist mir unbegreiflich.

Ich stieg aus dem Aufzug und zog die Karte durch, um Zutritt zur Glashalle zu erhalten. Wir nannten sie Glashalle, weil sie den Blick auf mehrere angrenzende Labors ermöglichte, doch in Wirklichkeit bestanden die grün getönten Wände aus Polycarbonat. Anscheinend waren sie früher aus Glas gewesen – bis zu einem Vorfall mit einem umgestürzten Messbecher, einem waffenfähigen Krankheitserreger und panischen Technikern mit Bürostühlen. Ich habe zwei

Versionen der Geschichte gehört: In der ersten war der Erreger harmlos und sollte nur für alle Beteiligten als Mahnung zur Wachsamkeit dienen. In der zweiten starben zwei Menschen, ehe der Komplex abgeriegelt werden konnte, und sechs weitere danach, als Gas in die Labors gepumpt wurde. Das Ganze war vor meiner Zeit, daher kenne ich die Wahrheit nicht. Ich weiß nur, dass die Wände inzwischen aus Kunststoff sind.

Kaum hatte sich die Tür geöffnet, als ich schon sah, dass das Telefon nicht auf meinem Schreibtisch lag. Trotzdem durchwühlte ich für alle Fälle die Papiere. Ich durchsuchte die Schubladen und kniete mich auf den Plastikboden. Auf einer ersten Runde durch den Raum überprüfte ich die anderen Schreibtische, dann auf einer zweiten, langsameren sämtliche horizontalen Flächen. Schließlich ließ ich mich auf meinen Stuhl fallen und schloss die Augen. Ich hatte mich an die Vorstellung geklammert, dass mein Telefon in der Arbeit war, ohne die Wahrscheinlichkeiten angemessen zu würdigen. Hätte es mich umgebracht, wenn ich zu Hause noch einmal alles abgesucht hätte? Vermutlich lag das Handy auf dem Nachttisch, irgendwo eingeklemmt zwischen zwei Romanen. Allerdings hatte ich dort ziemlich gründlich nachgeschaut. Oder vielleicht auch nicht. Ich schlug die Augen auf und drehte mich auf meinem Bürostuhl, um den Raum Stück für Stück zu taxieren. Nichts. *Nichts.* Plötzlich hatte ich eine Idee. Ich nahm mein Bürotelefon, um mein Handy anzuklingeln, doch dann erstarrte ich mit den Fingern über den Tasten. Ich kannte die Nummer nicht. Sie war auf dem Handy gespeichert. So wie alles andere. Ich saß da und wusste nicht, was ich tun sollte.

Nacheinander trafen meine Laborassistenten ein. Ich hatte drei: Jason, Elaine und Katherine. Katherine war die, die keine Chinesin war. Ich sollte ihnen im Rahmen ihrer Arbeit etwas beibringen, war mir jedoch nie sicher, was. Zweifellos war ich eine einzige Enttäuschung für sie. Sie hatten es bis in eins der aufregendsten Forschungslabors der Welt geschafft, und dann stellte sich heraus, dass *ich* ihr Mentor war.

Nachdem sie in weiße Kittel geschlüpft waren, standen sie erwartungsvoll da. Elaine warf Katherine einen Blick zu, Katherine verdrehte die Augen, und Elaines Brauen zuckten unmissverständlich: *Ich weiß.* Alles direkt vor meiner Nase. Eigentlich hätte ich sie zusammenstauchen sollen, aber es kam mir dumm vor zu sagen: *Zucken Sie nicht so mit den Augenbrauen!* Offenbar war ihnen das klar. Mit Jason hatte ich solche Probleme nicht. Er sprach aus, was ihm durch den Kopf ging, wenn man ihn offen fragte.

Elaine meldete sich zu Wort. »Sollen wir heute irgendwann anfangen?«

»Womit?«

Der nächste Blick in Katherines Richtung. Sie deutete auf das Glas. Den Kunststoff. Auf das Labor dahinter. »Mit den Härtetests natürlich.«

Wir sollten ein leichtes Kohlenstoffpolymer mit Strahlung bombardieren, um sicherzustellen, dass es nicht schmolz. Bei unseren drei ersten Versuchen war es geschmolzen. Interessant zu beobachten, aber in professioneller Hinsicht frustrierend. Wahrscheinlich würde es heute wieder zerfließen. Ich hatte keine Lust, ausgerechnet jetzt, wo mein Telefon verschollen war, zu verfolgen, wie ein Polymer schmolz. Aber ich stand auf und schlüpfte in meinen Kittel, denn das gehörte schließlich zu meiner Arbeit.

Jason holte das Polymer, während ich mit der Karte Labor 4 betrat und die Zwinge anschaltete. Die Zwinge bestand aus zwei hydraulisch betriebenen Stahlplatten, die Gegenstände festhalten konnten und dabei nicht schmolzen. Ansonsten befanden sich in dem Raum ein Spektrograf, ein Linearbeschleuniger und mehrere mit herabhängenden, armdicken Kabeln verbundene Hilfsapparate. Als ich mit dem Joystick herumruckelte, um die Zwinge in die gewünschte Position zu manövrieren, bemerkte ich Elaine und Katherine, die grün getönt und verschwommen in der Glashalle herumliefen. Ob sie mein Telefon gesehen hatten? Ich hätte sie fragen sollen. Aber ich musste mich konzentrieren, weil sich die Zwinge näherte, und das Ding war so schwer, dass es einem sogar bei einer Geschwindigkeit von einem Zehntelmeter pro Sekunde wehtun konnte. Einmal hatte es mir eine Prellung an der Hüfte verpasst, die erst nach drei Wochen verheilt war. Natürlich war ich selbst schuld. Die Geräte hatten Sicherheitsmargen, aber der wichtigste Schutzmechanismus war das eigene Gehirn. Es galt die Prämisse, dass jeder, der diesen Raum betrat, genug Intelligenz besaß, um sich von allen heißen, scharfen und mit großer Wucht bewegten Gegenständen fernzuhalten. Schließlich waren wir keine Fabrikarbeiter.

Ich brachte die Zwinge in Stellung und drückte einen Gummischalter, um ihre Platten näher zusammenzuführen. Eine Hupe ertönte, und ein orangefarbenes Warnlicht rotierte dazu. Das war ganz normal und fiel mir gar nicht mehr auf. Während ich wartete, dachte ich an die Frau im Aufzug. Ich hätte ihr von den Fahrstuhlalgorithmen erzählen sollen. Vielleicht hätte es sie interessiert. Vielleicht hätte sie gesagt: *Das habe ich gar nicht gewusst,* und auf ihrer Etage eine Hand in die Tür geschoben, damit sie sich nicht schloss.

Plötzlich entdeckte ich mein Telefon. Diesen Anblick hatte ich mir so ausgiebig ausgemalt, dass ich mir meiner Sache eine Sekunde lang gar nicht sicher war. Doch da war es. Es lag auf dem Spektrografen. Natürlich. Ich hatte bis spät gearbeitet und war beim Durchwühlen meiner Taschen nach einem Stift auf das Handy gestoßen, das hier nicht erlaubt war. Aber das alles spielte keine Rolle, weil ich es endlich gefunden hatte. Sofort steuerte ich darauf zu. Als sich meine ausgestreckten Finger gerade darum schließen wollten, streiften meine Schenkel an Metall. Ich senkte den Blick. Ich war in die Zwinge getreten, und die Platten berührten mich. Sie standen enger, als ich es beabsichtigt hatte. Schon vor mehreren Sekunden hätte ich auf den AUS-Knopf drücken sollen. Wie zum ersten Mal drangen der Lärm der Hupe und das kreisende Orangelicht zu mir vor. Ich wich zurück. Eigentlich bestand keine echte Gefahr, denn die Platten bewegten sich zu langsam. Allerdings konnte das täuschen. Die Lücke verkleinerte sich zwar linear, aber relativ gesehen kam das einer Beschleunigung gleich. Meine Schenkel klemmten jetzt. Ich drehte mich zur Seite, um mich hinauszuschieben. Da verfing sich meine linke Sohle. Ich befreite mich, aber dann verfing sich auch die rechte. Ich hatte eine selbstverstärkende Rückkopplungsschleife übersehen: dass die Platten den Bewegungsradius zunehmend einschränkten. Ich hatte zu wenig Spielraum für Fehler gelassen. Als ich zum Sprung in die Freiheit ansetzte, stürzte ich mit dem Gesicht voran auf den Boden. Hastig riss ich ein Bein heraus, aber der rechte Schuh blieb hängen. Ich packte meinen Schenkel und zog. Über der Zwinge glotzten Elaine und Katherine durch das grüne Glas. Zwischen ihnen und mir lag noch immer unberührt mein Telefon.

Plötzlich spürte ich einen unerträglichen Druck. Meine Eingeweide wollten sich durch die Ohren quetschen. Das damit verbundene Geräusch hörte ich nicht. Die Hupe übertönte alles. Aber ich bemerkte das Sprühen. Es sah schwarz aus im orangefarbenen Schein.

Wenn die Zwinge in Betrieb war, verriegelte sich das Labor aus Sicherheitsgründen automatisch. Ich musste mein Hemd zerreißen, um die Blutung zu stillen. Dann robbte ich über den Boden, bis ich die Steuerung erreicht hatte. Ich möchte ganz ehrlich sein. Die Schreie waren ziemlich laut. Schließlich fanden meine Finger den AUS-Knopf. Die Hupe verstummte, das Orangelicht erlosch. Ich schloss die Augen. Ich war kurz davor, mich zu übergeben oder bewusstlos zu werden. Oder erst das eine, dann das andere. Doch noch davor öffnete sich die Tür, und Jason sagte: »O Scheiße, Scheiße.« Das machte mich traurig, weil es wie eine Bestätigung war.

2

Um mich herum bildete sich ein Raum. Das passierte nicht auf einen Schlag. Er schälte sich stufenweise aus dem Nichts. Natürlich nicht wirklich. Es wirkte nur so wegen der Medikamente. Erst nach einer Weile war ich davon überzeugt, dass er mit seinen strahlend weißen Laken, den beigen Wänden und den Möbeln auf Rädern nicht wieder davonwehen würde, um zu offenbaren, dass ich mich noch immer in Labor 4 befand und verblutete.

Eine Chirurgin besuchte mich, eine hochgewachsene Frau mit dunklem Kraushaar und ungeduldigen Augen. Im Allgemeinen schätze ich Ungeduld bei einem Menschen, denn sie beweist, dass der Betreffende Wert auf Effizienz legt. Doch in meinem Kopf summte ein ganzer Schwarm Bienen, und sie redete so schnell, dass ich ihr nicht folgen konnte.

»Das Débridement ist günstig verlaufen. Bei traumatischen Verletzungen kommt es häufig zu Knochensplitterung und zerstörtem Gewebe, aber Ihre Wunde war erstaunlich sauber. Sie hatten großes Glück. Ich musste Ihren Femur ungefähr fünfzehn Zentimeter hochziehen, aber das ist eine Kleinigkeit. Nur eine geringe Glättung des Knochens war erforderlich. Ich habe eine geschlossene Amputation durch-

geführt. Das heißt, ich konnte die Wunde noch während der Operation vernähen, und das ist in so einem Fall äußerst selten. Normalerweise müssen wir die Hautlappen offen lassen, um eine Säuberung des infizierten Gewebes zu gewährleisten. Aber wie gesagt, es war eine erstaunlich saubere Abtrennung.«

»Was für eine Abtrennung?« Meine Stimme war belegt, und ich war gar nicht sicher, worauf meine Frage zielte. Ich wollte nur ihren Redeschwall unterbrechen.

Die Chirurgin nahm ein Klemmbrett und überflog es. Auf ihrem Namensschild stand DR. ANGELICA AUSTIN. Das kam mir irgendwie vertraut vor. Vielleicht hatte sie mich schon früher besucht, als ich noch weniger wach gewesen war. Dr. Angelica Austin blätterte um. »Vielleicht sollten wir Ihre Schmerzmittel geringer dosieren.«

Das klang nach einer furchtbaren Idee. Ich versuchte, mich aufzusetzen, und dabei fiel mein Blick auf mein Bein. Ich hatte einen Oberschenkel. Einen Oberschenkel in einem Strumpf. Aus verbandbedeckten Stellen kamen drei oder vier Schläuche und wanden sich hinauf zu hängenden Plastikbeuteln. Zwischen diesen Stellen war etwas rosig und schwarz Glänzendes zu erkennen, das nicht wie Haut aussah, aber Haut war. Ich war kurz. Das war das eigentlich Schockierende daran. Nicht der Stumpf an sich. Sicher, der Stumpf war schlimm. Aber das Schreckliche war die Luft. Der Raum. Ich hatte nur noch einen halben Oberschenkel. Mein Knie war weg. Meine Wade ebenso. Und der Fuß. Mir fehlte ein ganzer Fuß. Mit diesem Fuß hatte ich gegen Gegenstände getreten, und jetzt hatte ich ihn nicht mehr. All das machte mir sehr zu schaffen.

»Sie ...« Dr. Angelica Austin stockte. »Den Stumpf haben wir doch gestern schon besprochen. Ich habe es Ihnen gezeigt.«

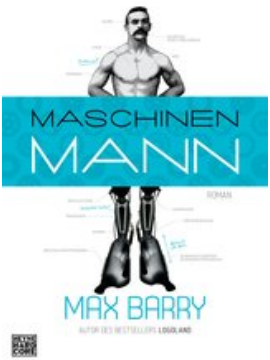
»Ich kann mich nicht erinnern.«

Dr. Angelica Austin notierte etwas auf ihrem Klemmbrett. Sie senkte meine Dosis. Bevor ich Einwände erheben konnte, legte sie mir die Hand auf die Schulter. Ein peinliches Gefühl, für uns beide. »Ich komme wieder, wenn Sie ausgeruht sind. Das ist der Tiefpunkt, Mr Neumann. Ab jetzt geht es wieder aufwärts.«

Mein Zimmer hatte Fenster. Ich konnte über den ganzen Garten blicken. In der Abenddämmerung flammten die Wolkenkratzer orange auf. Es war sehr still in diesem Krankenhaus. Fast als wäre ich der einzige Mensch hier.

Ich hatte vier Pfleger: Katie, Chelsea, Veronica und Mike. Mike hatte die Aufgabe, mich zu baden. Das fand ich unfair. Da hatte ich so viel durchgemacht, und dann wurde ich von einem Mann gewaschen. An sich natürlich keine große Sache. Einfach eine weitere Enttäuschung. Damit will ich nichts gegen den Pfleger Mike gesagt haben. Mike war sehr freundlich. Er brachte mir bei, die Verbände aufzuwickeln, ohne die Drainageschläuche herauszureißen. Das war mir einmal passiert, und ich wollte es nicht noch einmal erleben. Er zeigte mir, wie man sie befestigte, damit sie sich nachts nicht lösten. Alle vier Stunden mussten meine Verbände gewechselt werden. So stark floss es aus mir heraus, auch wenn man nicht mitrechnete, was aus den Schläuchen in mich hineintransportiert wurde. Eine äußerst beunruhigende Vorstellung. Ohne die laufende Zufuhr der Kochsalzlösung aus dem Tropf wäre ich wahrscheinlich zu einem leeren Hautsack zusammengeschrumpft. Wie eine physikali-

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Max Barry

Maschinenmann
Roman

Paperback, Klappenbroschur, 352 Seiten, 13,5 x 20,6 cm
ISBN: 978-3-453-26797-8

Heyne Hardcore

Erscheinungstermin: Mai 2012

Der neue Roman vom Autor des Kultbestsellers „Logoland"!

Es beginnt mit einem Arbeitsunfall. Wissenschaftler Charlie Neumann verliert ein Bein. Eigentlich eine Tragödie, doch Neumann sieht darin eher eine Chance. Er erkennt, dass sein Körper verbesserungsfähig ist – durch eine hochkomplexe Prothese. Aber dabei bleibt es nicht. Bald ist das zweite Bein fällig. Dann eine Hand. Charlie ist auf dem besten Weg, sich in eine Maschine zu verwandeln. Doch wo liegt die Grenze?
Ein hochaktueller Roman über das wahnhafte Streben nach körperlicher Perfektion.

Dr. Charlie Neumann arbeitet als Ingenieur bei Better Future: Als Kind wollte er nicht Zugführer sein, er wollte selbst der Zug sein und fühlt sich wohler in Gesellschaft von komplexen Algorithmen als gewöhnlichen Mitmenschen – von Frauen ganz zu schweigen. Als Charlie bei einem Unfall ein Bein verliert und dieses durch eine biomechanische Prothese ersetzt, die mehr kann als sein altes Gelenk, findet er Gefallen an der Vorstellung, seinen Körper weiter zu »verbessern«. Unterstützt wird Charlie in seinem Perfektionsdrang von Prothesenexpertin Lola Shanks, in der er eine Seelenverwandte findet. Gestört wird die künstliche Idylle von seinem ehemaligen Arbeitgeber, der sich von Charlies radikalem Experiment Profite verspricht und alles daransetzt, ihn für seine Zwecke zu verwenden. Max Barrys schwarze Komödie untersucht auf höchst unterhaltsame Weise, was in der schönen neuen Welt passieren kann, wenn sich der ungebremste wissenschaftliche Fortschritt gegen moralische Bedenkenträger und körperliche Grenzen durchsetzt.

Der Titel im Katalog